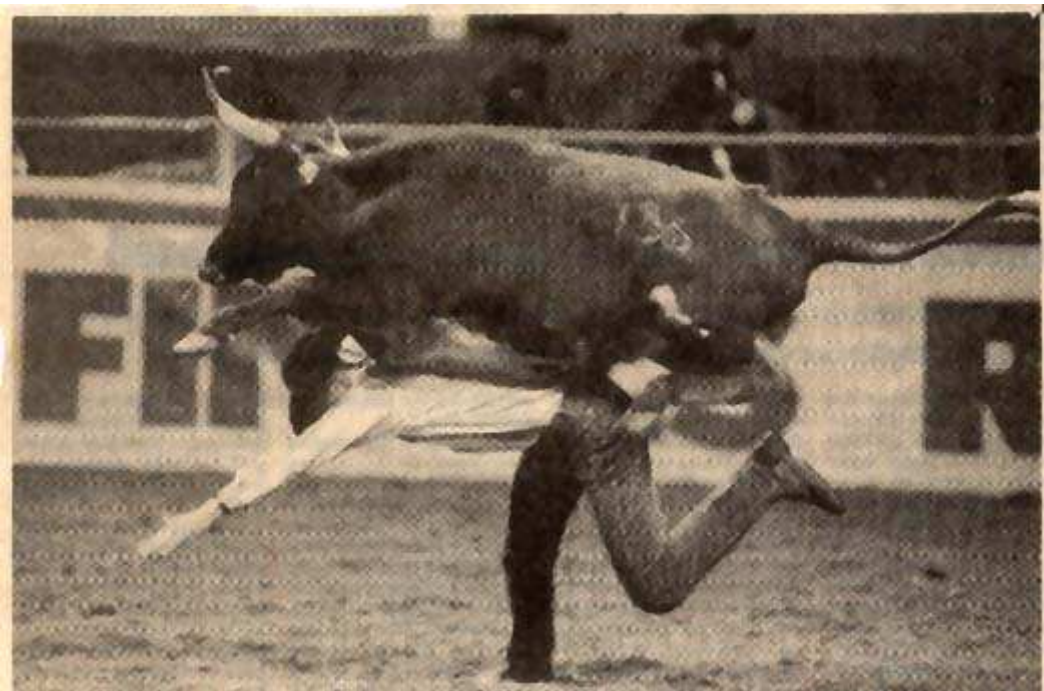


HEIMATABEND



HEIMATABEND - *Lieder* UND **Texte**

1. Definition "Heimat"
2. *Kein schöner Land* (trad.)
3. Nie wieder nach Hause I
4. *Lied der Barfrau*
5. *Blues vom hundsgemeinen Leben*
6. *Komm Bruder*
7. Nie wieder nach Hause II
8. *Pestilenzia*
9. *Dies ist der Erde Nacht* (nach Erich Mühsam)
10. *Abschied der Zügellosen vom Optimismus*
11. Toitscher Nachtgesang (nach Tommes Holzapfel)
12. *Lied von der entwendeten Jugend*

-----PAUSE-----

13. *Kein schöner Land* (trad.)
14. Ein O. lernt fliegen
15. *Das Lächeln*
16. *Lethargie wie nie*
17. *Die alte Straße*
18. *Heimkehr*
19. Nie wieder nach Hause III
20. *Die Ballade vom Käfer und dem Nasentier*

Musik Der Singende Tresen: Matthias Rolf (g), Holger Hutt (acc), Steffen Kockel (b, pc),

Thorsten Müller (cl), Manja Präkels (voc) **Texte** Markus M. Liske, Manja Präkels

außerdem Anja Exner (Lichtbilder, Vortrag 1 und 11) , Uwe Bienicke (Technik)

Nie wieder nach Hause I

Dadadadadadadada Das Rattern des Zuges. Den ganzen Tag schon. Und draußen ziehen plane Landschaften vorbei, staubgrau und menschenleer. Das war mal die Kornkammer hier, und man hat sie ‚golden‘ genannt. Ein Ödland ist geblieben, zumindest entlang der Zugstrecke. Ortschaften gibt es, deren oft gehörte, alte Namen in der neuen Bezeichnung noch mitklingen. Nur es steht nichts mehr da, was älter wäre als fünfzig Jahre. Manchmal fehlen selbst die Kirchtürme. Alles ist durch schmucklose, graue Blocks ersetzt worden, so wie man eben baut, wenn Menschen ein Dach brauchen, und das Geld fehlt. Die Namen sind nur vertuscht, aber die Bauten sind wirklich weg. Und keine satten Felder mehr und keine blühenden Kirschbäume. Ein Mantel aus Asche scheint noch über all dem zu liegen. Damals war hier die Front durchgegangen, immer entlang der Zugstrecke. Dorf für Dorf für Dorf. Und das Land ist immer noch nicht heile. Aber dafür geht jetzt die Sonne unter. Tiefrot und schwer hängt sie da. Ich lehne mich aus dem Fenster. Und da sind sie auch schon, die Dächer der Stadt, die unverwechselbaren Hansegiebel. Einer nach dem anderen erheben sie sich stufig vorm Abendrot, und ich grinse in den Fahrtwind, weil ich hier zuhause bin, obwohl ich niemals hier war. Gdansk heißt die Stadt. Das Bier heißt Pivo. Der Sauerkrauteintopf, den ich von meiner Mutter kenne, nennt sich hier Bigos. Die Menschen reden polnisch. Freundliche Menschen unter schönen Giebeln. Ein Hauch von Heimat. Nicht weil hier einmal deutsch gesprochen wurde, nicht weil das alles mal Danzig hieß. Nur wegen der Giebel, dem Meer und den freundlichen Menschen. In Lübeck oder Nimwegen fühle ich dasselbe.

Ich war gerade sechs Jahre alt, als ich Bremen adieu sagen mußte. Dass ich dort nicht weg wollte, dass mir der Wunsch meines Vaters, in Hessen, im boomenden Rhein-Main-Gebiet, Karriere zu machen, nichts bedeutete, das ist ja klar. Ich war klein und wollte mein Zuhause. Aber was mich wirklich wundert ist, dass sich gerade diese Giebel so eingepägt haben, denn die habe ich ja nur gesehen, wenn wir mal zum Einkaufen ‚in die Stadt‘ fuhren. Gewohnt haben wir in der Neuen Fahr, einem Neubauviertel der Neuen Heimat. West-Platte. Eine winzige Wohnung, aber neu, neu, neu. Und eigentlich war ich ja gerade dort glücklich gewesen. Auf dem kleinen Spielplatz neben dem Block, wo wir eines Sonntags mit den Vätern des Hauses eine gewaltige, begehbare Sandburg gebaut hatten, mit richtig tiefen Gräben. Und bei der großen Birke, wo ich mal ein nutellabeschmiertes Milchbrötchen in die Freiheit entließ, weil der Bäcker dem Brötchen die Form einer Maus gegeben hatte, mit Schwänzchen sogar und Rosinenäuglein, und ich doch ein so niedliches Tier nicht einfach essen konnte. Da hab ich es dann ausgesetzt. An der Birke. Neben dem Block. Ja, es wäre wohl logischer, sich überall dort zuhause zu fühlen, wo rechteckige, vierstöckige Plattenbauten in weiten Grünanlagen stehen. Aber komischerweise waren es die Hansegiebel, die sich eingepägt haben. Dorthin wollte ich zurück. Schnellstmöglich. Gleich nach dem Abitur. Hab ich dann aber doch nicht gemacht. Ich bin statt dessen nach Berlin gegangen. Weil ich plötzlich einfach nicht mehr den Wunsch hatte, zuhause zu sein, sondern weg wollte, Abenteuer erleben, raus.

Berlin, Westberlin, war noch eingemauert. Das war gut, weil ich mich anfangs oft nicht zurecht fand. Da war mir die Mauer eine Hilfe. Wenn ich mich im Straßenchaos verfuhr, brauchte ich nur so lange weiterzufahren, bis ich an die Mauer kam. Der folgte ich bis zum Brandenburger Tor, und von dort aus kannte ich den Weg. Zeit hatte ich eh genug. Plötzlich gab es keinen Wecker mehr in meinem Leben. Ich wachte auf und schlief ein, wann immer mir danach war. Mittags, Nachmittags, Nachts – egal. Ich driftete durch diese Stadt, mal zu Fuß, mal im Auto, und immer allein. Heimweh hatte ich nie. Nur die Gesichter der Freunde fehlten mir manchmal. Dann ging ich in eine winzige Bar, zwei Straßenecken weiter. Schwammiges Licht. Spiegelscherben. Zigarettennebel. Die Lieder der Zwanziger. Ich sah mir die Menschen an, die nicht anders waren, nur fremd, noch fremd. Und ich trank ein paar

Biere oder auch mal einen Whisky, bis das Gefühl verging, und ich wieder bei mir war. Daheim bei mir, unterm Rauch, überm Glas. Die Barkeeperin kannte mich bald. Die Barkeeperin war der erste Mensch, der mich regelmäßig grüßte in dieser neuen, fremden Heimat

Lied der Barfrau

Blues vom hundsgemeinen Leben

Was ist das für ein hundsgemeines Leben
wo man verliebt in Hundeaugen starrt
wo Essenreste an den Tellern kleben
wo, wer noch mitfühlt, hemmungslos verharret

Was sind das nur für jämmerliche Ziele
die farbig-kompatibel schnell erreicht
wer Regeln lernt für längst verlorne Spiele
wes´ Würfel fällt, noch eh´ der Mond erbleicht

Was wird das für ein Selbstheiliger sein
bald kündend von der zehnten Dimension
Wessen Gestern holt wen wieder ein
welches Vertraun in eine Unperson

Was ist das, wenn wir denken mehr als fühlen
was rythmisch gegen Stille summt
bis wir uns nachts durch dunkle Träume wühlen
und aufstehn, Kneipe gehn, verrucht-zerlumpt
und ausgepumpt
und aufstehn, Kneipe gehn, verrucht-zerlumpt
und ausgepumpt

Komm Bruder

Als wir uns trafen
heulte ein Hund in der Ferne
und Regen lief
übern Hals in die Schuh

Als wir uns trafen
gabs keinen Mond, keine Sterne
jedermann schlief
einzig wach ich und du

Komm, Bruder komm
dies eine Mal noch und dann mußt du gehen
Komm, Bruder komm
es ist Zeit, es ist Zeit
höchste Zeit sich nie wieder . . .

Komm, Bruder komm
Nimm du den einen und ich nehm den andern Weg
Komm, Bruder komm
Es ist Zeit, es ist Zeit
Höchste Zeit sich nie wieder zu sehn

Als wir uns trafen
brannte die Kehle mir sichtbar
Die Zunge im Schlund
lag so fremd mir, tat weh

Als wir uns trafen
ahnte ich längst schon - so schlicht war
die Wahrheit der Nacht
unsre Sehnsucht nach Schnee

Komm, Bruder . . .

Nie wieder nach Hause II

Ich bin kein Trinker. Jedenfalls kein richtiger. Trinker trinken immer aus Angst. Aus Angst vor dem Fremden. Sie stecken sich ihre kleine Heimat mit Schnapsgläsern ab. Und wehe dem, der sie darin stört. Wenn ich trinke, dann trinke ich, um das Fremde zu feiern. Und wenn ich heute mal Heimweh empfinde, dann ähnelt das dem, was andere Fernweh nennen. Ich habe dann Heimweh nach dem hübschen Edinburgh, am Rande der schottischen Highlands, mit seinen so kreuz und quer unter- und übereinander verlaufenden Gassen, dass kein Stadtplan das noch informativ abbilden könnte. Oder ich habe Heimweh nach Istanbul, dem unglaublichen Istanbul.

Da war ich noch richtig jung, als ich mich durch Istanbul trank. Das war noch vor Berlin. Zu dritt waren wir. Drei kleine Abenteurer mit Pubertätspickeln und großem Durst. So wenig Geld hatten wir, dass wir kein normales Hotel hätten bezahlen können. Wir schliefen in den heißen Dachkammern eines Bordells in Galatasaray, dem ‚dunklen Viertel‘ Istanbuls. Nachmittags durften wir manchmal in den Zimmern der Huren duschen, und sie lachten über uns drei schmutzige Jungs und neckten uns mit den Handtüchern. Abends, wenn sie ihre Arbeit aufnahmen, zogen wir unsere staubigen Jacketts an und tauchten ein in die Irrlichter und Duftschwaden der fremden Stadt. Gern ließen wir uns dann von Schleppern in eine dieser muffigen Keller-Bars locken. Das lief so, dass man auf der Straße auf deutsch gefragt wurde, wo man denn her käme. Man nannte seine Stadt und großes Hallo! „Ey, da lebt ja ein Cousin von mir! Aaah, gut Freund! Darf ich euch einladen?! Trinkt soviel ihr wollt! Ey, kümmert euch nicht um die Preise! Ey, trinkt! Trinkt!“ Und wenn man dann betrunken war, verschwand der Mann natürlich spurlos und ließ einen mit der Rechnung zurück.

Wir waren jung, aber blöd waren wir nicht. Der Mord an einem Touristen hätte hier unweigerlich die Todesstrafe für den Täter bedeutet. Der Tourismus war ja die einzige Hoffnung der türkischen Wirtschaft. Auch wenn sie uns herumschubsten oder mit den Schnappmessern fuchtelten, lachten wir fröhlich und beharrten darauf, eingeladen worden zu sein. Von diesem freundlichen, schielenden Herrn mit den Goldzähnen, der nun nicht mehr da war. Kein Geld dabei. Nix zu machen. Tut uns leid. Al Kadash! Und schon nach wenigen Tagen luden uns die Schlepper tatsächlich ein. In der Türkei ist das Betrügen ein Volkssport, und wer den Betrüger betrügt ist ein Held.

Wenn wir nach solchen Nächten bleich und verkatert im Dunst unseres Dachbodens erwachten, eilten wir uns ins Café Pierre Lotti zu kommen. Über die alte Galatabrücke, am Bazar und den Minaretten der blauen Moschee vorbei, schleppten wir unsere rumorenden Därme durch die staubige Mittagshitze, hin zur einzigen sauberen europäischen Toilette in Istanbul. Obwohl unsere Bäuche fast zerrissen wurden, von türkischem Votka und sonnengewärmtem Hackfleisch, losten wir jedes Mal tapfer aus, wer zuerst in die Kabine durfte. Und wenn man dann da drin saß, die blauen Kacheln und das schneeweiße Toilettenpapier betrachtete, dann war das ein bisschen wie heimkommen.

Heute allerdings, in der Erinnerung, ist mir ganz Istanbul längst ein Stück verlorene Heimat geworden, wie die Hansestädte, wie Edinburgh, wie so viele Orte auf der Welt, in die ich als Fremder kam, und vor denen ich niemals Angst haben musste. Höhenangst zum Beispiel kannte ich immer schon und auch dieses beschissen klamme Gefühl, wenn man den Briefkasten öffnet und ein neuer Stapel unbezahlbarer Rechnungen einem entgegenfällt. Aber diese tiefe Angst des Fremden an einem feindlichen Ort, die habe ich zum ersten Mal 1990 empfunden. Und das war in Deutschland. Wir hatten uns ein paar Tage Zeit genommen, wollten all die hübschen Ländereien mal richtig erkunden, die uns nun plötzlich offen standen, ganz ohne Zwangsumtausch und Rückbank rausschrauben. In Frankfurt/Oder wollten wir beginnen, Oderbruch hinauf, Botten entlang, kurze Zwischenstation auf Usedom und über die Hansestädte dann nach Rügen hinüber.

Wir kamen nie dort an. Mein Freund trug damals lange Haare und meine waren gefärbt. Himmelblaue Rüschenhemden hatten wir an, Lederblazer aus Istanbul und unzählige Silberringe an den Fingern. Ziemlich bescheuert. Aber so sah man eben aus, Anfang der Neunziger, in Berlin. Jedenfalls wenn man Künstler sein wollte. Im Oderbruch sah man wohl eher nicht so aus. Da standen fünfzigjährige Alkoholiker mit fetten, roten Gesichtern am Straßenrand. Die warfen mit Bierdosen nach uns. Und ein paar Ecken weiter standen vierzehnjährige Blagen an verrotteten Bushaltestellen. Standen da mit ihren Pickeln, ihren Stiefeln, ihren Glatzen, machten den Hitlergruß und warfen Steine. Einmal fuhren sie uns heimlich mit Fahrrädern nach und hätten uns fast erwischt, als wir an der Oder ein Picknick machten. Die meisten hatten Knüppel. Einer schon einen Baseballschläger. Wir entkamen im letzten Moment. In jeder Kneipe verstummten die Gespräche, wenn wir den Raum betraten. Selten wurden wir auch nur bedient. Als man auf Usedom noch Hakenkreuze in den Lack unsere Wagens ritzte, gaben wir schließlich auf. Tief verstört machten wir uns auf den Heimweg. „Giftige Erdstrahlung,“ meinte mein Freund, „wundert mich nur, dass hier nicht auch noch die Eichhörnchen auf einen losgehen!“ Und ich? Ich fragte mich ernsthaft, ob es nicht vielleicht klüger gewesen wäre, die Japaner 1945 konventionell zu besiegen und die Atombombe statt dessen in Deutschland zu testen.

Pestilenzia

unmerklich schleicht ein brand
durch häuser, tür und tor
welch mittel auch verwandt
stets trübt es aug und ohr

inspizierte infizierte wurden stumm
verstummung folgt verdummung
adè ihr lieben menschen

die sterne unsres himmels
sind rar geworden gar

mal blüht es und mal schimmelts
was lebt bleibt immerdar

inspizierte infizierte wurden stumm
verstummung folgt verdummung
adè ihr lieben menschen

schon gießt es wie aus kannen
verbittrung ins gesicht
so zieht die zeit von dannen
viel bessrung spürt man nicht

inspizierte infizierte wurden stumm
verstummung folgt verdummung
adè ihr lieben menschen

***Dies ist der Erde Nacht** (nach E. Mühsam)*

Abschied der Zügellosen vom Optimismus

Gescheiterte diktieren die Noten
Taktlose kommandieren den Takt
Lebendiges zerquetscht vom Toten
Wer sich warm anzieht, bleibt doch nackt

Wer Draht zieht, kann auch Fäden spinnen
Feinversponnes hält viel besser noch
Nichts entgeht mehr unseren Sinnen
Das kann nicht sein! Das kann nicht sein !
Doch, doch !

Hoffnungslose hoffen auf Morgen
Aussichtsreiche reichen nicht aus
Mutter, mach dir keine Sorgen
denn morgen schon im Rot ist alles aus

Toitscher Nachtgesang (nach Tommes Holzapfel)

Lied von der entwendeten Jugend

In jener Zeit als die Welten zerbarsten
als die Alten verstummten, so jäh
als die Zeiger der Uhren – sie rasten
als das Fleisch drin im Kochtopf ward zäh

Da verkehrten sich oben und unten
jemand sagte, es würde so sein

graue Tage getüncht nun zu bunten
nur wir wurden nicht groß, blieben klein

Und die Krähen, sie saßen und krächzten
und vom Kirchturm her Glockengeläut
und wir trafen uns trunken und lächzten
nach Liebe, nach Hoffnung im Heut

Denn der Steuermann hatte vergessen
daß der Kurswechsel nicht jedem klar
doch sie scholten uns grün und vermessen
als wir fragten, danach was war

Da kam jemand auf die Idee
daß nun nichts mehr wichtig sei
Einmal Kurswechsel täglich - Olè !
So sei uns diese Welt einerlei !

Manche schoren sich nun ihre Köpfe
schon die ersten vermißten die Zeit
der Appelle, und andre Geschöpfe
die kümmerte nichts, die sofften sich breit

Und die Krähen, sie saßen und krächzten
und vom Kirchturm her Glockengeläut
und wir trafen uns trunken und lächzten
nach Liebe, nach Hoffnung im Heut

Äxte spalten Soldaten die Schädel
Springerstiefel poliern Augen zu
gierig dröhnt das neudeutsche Mädèl
nach Tupper-Wupper-Geschäften per „Du“

Heimlich lecken sie sich ihre Wunden
in den Stuben ob schlecht oder gut
um auf Nachfragen stets zu bekunden
daß was war gar nichts mehr - zur Sache tut

Und die Krähen, sie saßen und krächzten
und vom Kirchturm her Glockengeläut
und wir trafen uns trunken und lächzten
nach Liebe, nach Hoffnung im Heut

Kein schöner Land (trad.)

Ein O. lernt fliegen

„Was tun?“

Die alte Regentonne, rostzerfressen und ausgebeult, schwieg. Die Häuserwand, gigantisch öd, dahinter, schwieg. Die vom schweren Schuhwerk der hier Lebenden niedergetretenen Grashalme schwiegen. Der Wind pfiff ein kaum vernehmbares, schweigsames Lied. Die Stille im Kopf wurde unerträglich. O. stellte sich vor, daß alles gut werde, richtete den Blick gen Horizont und erinnerte sich dabei an eine alte, freundliche Melodie.

Zeit verging. Nacht verging. Daß es immer wieder Morgen wird! Schon ließ die Sonne das Heer der Wolken schrumpfen, fliehen, verdunsten. Gerade so, wie einer sein Morgenritual verrichtet. Nebensächlich fast.

Die Rolläden der kleinen Bäckerei gegenüber hoben sich langsam und ruckartig. Schon strömten aus allen Himmelsrichtungen die Leute dem Geruch entgegen. Sie reihten sich aneinander und die Schlange wuchs so selbstverständlich, wie die Zahl der Schlaflosen mit den Jahren gewachsen war. Da standen sie nun, in den feinen Sonntagshosen und –hemden, mit Augenringen, die bis zu den Knien reichten, den eingeknickten. „Da stehen sie, meine Väter und Mütter, Großeltern, Brüder und Schwestern!“ O. wurde warm ums Herz. Da plötzlich, richtete sich ein Arm aus der Menge auf. Ein zweiter und ein dritter folgten. Finger suchten den Platz um O. ab, blieben an ihm kleben, richteten sich an seinen Augen aus. O. erstarrte, stellte sich tot und seinen Blick ein. Diese Stille, diese Stille, diese Stille . . . Wie von Toten. Jemand öffnete ein Fenster und brüllte über den Platz: „Eins zu null für Deutschland.“ Triumphierendes Gemurmel machte sich breit. Sie hatten O. vergessen.

O. nutzte die neugewonnene Freiheit schamlos aus. Unsichtbar weil unbemerkt lief es kreuz und quer durch den Ort, benutzte die leere Straße für Pirouetten und waghalsige Sprünge bis ihm schwindelte. Der letzte Flugversuch hatte es direkt in den Eingangsbereich einer Bierklausen katapultiert. Da roch es nach alten Männern. O. steckte den Kopf durch die Tür. Wunderte sich. „Niemand zu sehen!“ Hoherfreut sprang es hinein in den düstren Raum mit den vergilbten Gardinen, die das einfallende Licht in tausend Stücke brachen, schmutzig und fad. Ein gigantischer Tresen erhob sich vor ihm, dunkel und schweigsam. O. streckte den rechten Zeigefinger ihm entgegen, stieß auf kaltes Metall, fühlte weiter, bald mit beiden Händen, nach allen Seiten, kreuz und quer, hoch und runter. O. reckte sich hoch, legte vorsichtig die Handflächen auf das Ungetüm, stellte sich auf die Spitzen seiner Zehen, konnte noch immer nichts erkennen, sprang und sprang: Hilfe ! Zwei Zapfhähne starrten da hervor, es an und fletschten die Zähne. Hilfe ! O. machte sich ganz klein, schlich geduckt die monströse Tresenfront entlang zum Fenster, wo die Tische standen. Drei an der Zahl. Tischdecken lagen drauf, ganz sauber und kariert. Doch die Plastikblumen in der Mitte, kleine, violette Veilchen, die waren ganz zugestaubt. O. wunderte sich. Zog ein altes Taschentuch aus der Hose, ging von Tisch zu Tisch und rieb die Blumen in den Vasen so sauber es eben ging. Mißtrauisch schielte es über die linke Schulter: „Was machen die Zapfhähne?“ Sie schwiegen, was auch sonst ! O. faßte allen Mut zusammen, lief, an den Tischen vorbei an das Tresenende, lief einfach dahinter, blieb kurz stehen, staunte. Denn jetzt lachten die Zapfhähne. Einfach so, vor sich hin. Und all die Flaschen in den vielen Kästen und Regalen drumherum, lachten auch, still und äußerst freundlich. Von ganz hinten ertönte plötzlich ein Klirren, wurde lauter, kam näher, O. direkt vor die Nase gesprungen. Eine kleine, helle Schnapsflasche war das. Nun begann es, von weiter unten zu Klirren, aus den Untiefen des Gigantischen Tresens heraus, heller als zuvor, krachte und klirrte wie wild durch die Dunkelheit, bis es schließlich angesprungen kam, ans Licht und dirket neben die Flasche. „Ein Glas!“ O. betrachtete die beiden. Nahm die Flasche, schraubte sie auf und sprach feierlich: „Ab heute nenn ich dich Klara!“, füllte zwei Schlücke von der hellen Flüssigkeit in

das kleine Glas, daneben. Hob es an, prüfte, kniff die Augen zusammen, schunkelte und schaukelte das Gefäß in der Hand hin und her. Hielt es sich direkt vor die Nase, pustete hinein, um Wellen zu machen: Puuuuhhh! Wie das stank ! Irgendwas biß da in die Nase, kroch links und rechts an den Augen vorbei direkt unter die Stirn, biß und biß. Aua ! O. schleuderte das Glas quer durch die ganze Bierklause, wie eine Rakete schoß es nur knapp an der Decke vorbei direkt an die Tapetenwand. Krabumm, ein schrecklich hohes Klirren, Stille. O. riß die Augen auf, bis sie ganz rund waren und sprang mit einem Salto Mortale hinaus ins Freie.

„Gemeinheit“, schrie O. und „Fröhlich sein tut gar nicht weh!“, aber es konnte keiner hören. O. war ja vergessen worden. Oh O!

Es schlenderte unverdrossen fort, die Straßen entlang, hin zum Park. Rollte und trollte singend vor sich hin. Ohoho, Ohoho, Ohohohohohohohooooo. Und dort, im schönen, grünen Park setzte sich O mittendrin auf die Wiese, schaute zum Himmel empor, schaute und schaute, bis die Sterne herunter blinzelten, einer nach dem andern. O, wie schön. Es legte sich auf den Rücken, lauschte in die Stille hinein, mit ihrem Fiepen und Zirpen, Rauschen und Knacken, dem Säuseln und dem Brummen. .

Das Lächeln

Ein Lächeln läuft am Rand des Wegs entlang
sein Träger sanft im Überschwang
fällt auch mal hin, stehts gleich wieder auf
Das macht doch Sinn, es ist gut drauf

Dann trifft ein Ohr, das hört nicht zu
stellt sich kurz vor: "Ich bin dein Du"
Das Lächeln glaubt doch keinem was
grinst sich ganz breit: "Is alles Spaß!"

Ein Schuh fliegt tief, er trifft das Ohr
sowas geht schief, sowas kommt vor
Das Lächeln friert sich selber ein
es interessiert ja doch kein Schwein

Immer hin, immer her
Immer tun als ob nix wär
Immer weiter, immer weiter
Heiter sein und hoch die Leiter

Lethargie

Wir sitzen nun schon länger hier am boden
die fenster sind getrübt, das licht zerteilt
konkretes gibt es wenig, dafür nebel
ein "dämmern nur", in dem man gern verweilt

Es klingelt und die wechselsprechanlage
ist länger schon defekt, kontakte rar
wer draußen steht, will niemand wirklich wissen

und drinnen bleibt es wie es immer war

Tage verstreichen sowieso
nächte gleichen fremden schuhn
längst abgelaufen, eh wir etwas tun

Das fernsehn ist defekt, nur buntes rauschen
erreicht noch unsre augen, dann und wann
bestellt einer 'ne pizza nebenan, wo
noch andre leute leben, sterben, tauschen

manchmal bombt es donnernd in der ferne
dann halten wir uns fest und schau'n hinaus
wissen nicht genau, was es bedeuten soll
sind stumm empört, denn "das ist unser haus"

Tage verstreichen sowieso . . .

Lebendig oder tot, wer wills beweisen ?
wir sitzen rauchen schwitzen vor uns hin
niemand steht, geht oder sagt und alle kreisen
alles egal und irgendwie und ohne sinn

ein vogelschnabel klopft, die fensterscheibe
vibriert, staubnebel fällt zu uns herab
der vogel sucht nur futter, keine bleibe
und ausnahmsweise geben wir ihm etwas ab

Tage verstreichen sowieso . . .

Die alte Straße

Die alte Straße ist
von neuem Glanz verzogen
was man sofort vermißt:
die Steine und das Gras

Ein grauer Kater streckt
den Rücken krummgebogen
sechs Krallen in die Luft
Er ist nicht nett, er schreckt

Hinter Gardinen stehen
exotische Gewächse
Die muß man nicht erst sehen
Das war schon immer so

Gegrilltes Fleisch und Wurst
bedroht die Mundreflexe
aus Mauern kriechts hervor
macht eigentümlich froh

Zwei Damen alt marschieren
zur Uferpromenade
die hellen Kleider, feinen
müssen Wind parieren

Ein Säugling schreit laut auf
man biß ihm in die Wade
So tröstet man das Kind mit
Lachsack und haut drauf

Schon stirbt dem Tag sein Licht
der Kater geht nun Jagten
und hat noch jemand Fragen
stellt er sie besser nicht

Hinter Gardinen stehen
exotische Gewächse
Die muß man nicht erst sehen
Das war schon immer so

Heimkehr

sacht rüttelt an der alten dachlaterne
ein wind streift unversonnen übers land
er bläst die wolken fort, entblößt der sterne
antlitz, wiegt die boote - unbemannt

ein schatten nähert sich wohl um zu schauen
was übrigblieb von seiner heimat ort
mag sein, er träumt davon, es aufzubauen
dies haus, denn eigentlich wollt nie er fort

der schwäne flügelschlag zerteilt die winde
des ostens und die sonne sinkt ins meer

das krumme haus ist längst anheimgefallen
den jahren, gnadenlos ihr rythmus brach
ihm das gebälk entzwei, von fern her hallen
glocken, schaurig dunkel - ganz gemacht

im garten, wo die hosen tango tanzten
erinnert nur noch moder an die pracht
der blüten die die menschen hier einst pflanzten
die alte dachlaterne bammelt sacht

der schwäne flügelschlag zerteilt die winde
des ostens und die sonne sinkt ins meer

dunkelheit verschlingt die schatten, trümmer
erinnerung an tage - unbeschwert
bleibt unterm dach nur noch ein blasser schimmer
ist nicht mal dieses haus zu richten wert

sacht rüttelts an der alten dachlaterne
ein wind streift unversonnen übers land
er bläst die wolken fort, entblößt der sterne
antlitz, wiegt die boote - unbemannt

der schwäne flügelschlag zerteilt die winde
des ostens und die sonne sinkt ins meer

Nie wieder nach Hause III

Was wir auf der Fahrt nach Usedom damals erlebten, war natürlich nur der Anfang. In den Jahren darauf zündete man dann Häuser an, veranstaltete zünftige Menschenjagden und trat reihenweise Leute tot. So kam der Wahnsinn zurück in dieses neue, einige Deutschland. Und auch im Westen sagten die Leute plötzlich wieder, was sie wohl immer gedacht, worüber sie aber fünfzig Jahre geschwiegen hatten. Und bei mir? Bei mir hängt nun ein kleines Schild an der Innenseite meiner Wohnungstür. Es ist so angebracht, dass ich es jedes Mal sehen muss, wenn ich die Tür öffne. „Alles Nazis außer Mutti!“ steht auf dem Schild. Denn wer mit dieser Grundhaltung im neuen Deutschland auf die Straße geht, der ist erst mal auf der sicheren Seite. Nicht, dass da draußen wirklich nur Nazis herumliefen, aber besser, man erwartet es, sonst ergeht es einem möglicherweise so, wie es mir im Frühling erging, als ich beschloss mal wieder meine Eltern im Rhein-Main-Gebiet zu besuchen. Aus akutem Geldmangel hatte ich eines dieser absurden Wochenendtickets gelöst, bei denen man ungefähr fünfzehnmal umsteigen muss und Wartezeiten von bis zu anderthalb Stunden auf den Bahnhöfen übelst beleumundeter Provinzkäffer abzusitzen hat. Natürlich hatte ich mich zu diesem Zweck möglichst unauffällig gekleidet. Aber an der Tatsache, dass ich von den zwei Meter großen, haarlosen Testosteronunfällen, zu denen sich die pickligen Knüppelknaben von damals entwickelt haben, weiterhin für schwul gehalten werde, kann ich leider nichts ändern. Einmal habe ich einem von denen aus Verzweiflung den Vorschlag gemacht, zwecks Anschauungsunterricht doch mal im Darkroom einer x-beliebigen Berliner Schwulenbar vorbeizuschauen. „Schwule sehen nicht aus wie ich, Schwule sehen aus wie du!“ habe ich ihm zu erklären versucht und bin nur knapp mit dem Leben davongekommen.

Deshalb bin ich immer ziemlich nervös, wenn ich mich auf solche Fahrten begeben und schaue auch für gewöhnlich vorher in den Kalender. An jenem Tag aber hatte ich das versäumt. Entsprechend groß war mein Entsetzen, als sich meine Freundin mit dem Satz „Sei vorsichtig! Vergiss nicht, es ist Führers Geburtstag!“ von mir verabschiedete. In der selben Sekunde knallte die Zuggtür schon zu, das Ding setzte sich in Bewegung, und ich war unterwegs zu einer einstündigen Wartezeit am Magdeburger Hauptbahnhof. An Führers Geburtstag. Herzlichen Dank. Um es kurz zu machen: In Magdeburg sah es genau so aus, wie bei den beiden nachfolgenden Stops in Thüringen. Ein Haufen gelangweilter Glatzen hatte sämtliche Bahnsteige unter seine Kontrolle gebracht. Karnevalisten besetzen an Fasching die Rathäuser, Faschisten an Führers Geburtstag die Bahnhöfe. Komische Traditionen. Ich bemühte mich, mir meine Unsicherheit nicht anmerken zu lassen. „Das sind gar keine Nazis,“ versuchte ich mir einzureden, „und heute ist auch gar nicht Führers Geburtstag. Heute ist Weltkrebstag, und das sind alles Leukämiepatienten!“ Acht Stunden später rollte der Zug in Kassel ein, wo endlich wieder normale Menschen am Bahnsteig standen. Als es von dort aus weiterging zur

letzten Etappe, entdeckte ich erfreut eine Gruppe junger Technomädchen, auf dem Weg in eine dieser Frankfurter Spiegelglasdiscos. Die vier waren – wie das in dieser Szene wohl üblich ist – äußerst spärlich bekleidet, mit winzigsten Miniröckchen und halbdurchsichtigen Oberteilen. Und zugegeben: Ganz unempfindlich bin ich nicht für solche Reize, aber dass ich mich schließlich neben sie setzte, lag eher daran, dass zwei von ihnen schwarz waren und die anderen beiden Türkinnen. Nach all den volksdeutschen Dumpfgesichtern in Magdeburg und Thüringen erschien es mir einfach angenehm mich einem multikulturellen Abteil zuzugesellen. Ich hätte keinen größeren Fehler machen können. Die vier begannen sofort wild durcheinander zu plappern, und das klang dann so: „Weissu, darfstu nie mit Neger ficken! Willssu ficken, mussu Mischling ficken. Mischling is ok. Bin ich selber Mischling weissu. Mischling is ok. Aber Neger sind Schweine weissu, Neger sind dumm wie Schweine, Neger ficken wie Schweine, Neger sind falsch! Willssu ficken, kannstu Mischling ficken. Darfssu auch nich Weisse ficken. Sind entweder Deutsche und könne gar nich ficken oder sind Jude. Darfssu nie Jude ficken. Jude ist dreckig wie Neger. Schlimmer wie Neger. Kriegstu Krankheit ...“ So ratterte es mir ins linke Ohr, ohne Punkt und Komma, die ganze Fahrt bis nach Frankfurt. Immer wieder blinzelte ich zu den Türkinnen hinüber und dachte an diese freundlichen Menschen in Istanbul damals. Einfach nicht zu fassen. Die These von der giftigen Erdstrahlung fiel mir wieder ein. Und als ich schließlich aus dem Zug taumelte und meine lächelnde Mutter auf dem Bahnsteig entdeckte, da hab ich es dann eben gedacht: „Alles Nazis außer Mutti!“

Was das nun alles noch mit Heimat zu tun hat? Ich weiß es doch auch nicht. Was ich weiß, ist, dass ich meine geliebten Hansegiebel inzwischen lieber mag, wenn unter ihnen kein Deutsch gesprochen wird. Und vielleicht ist das auch in Ordnung so. Vielleicht ist es ja nur das, womit wir alle leben müssen: Dass Milchbrötchen keine Mäuse sind nämlich, dass sie nicht weglaufen können, und dass wir nie wieder nach hause kommen, so sehr wir es auch versuchen.

Die Ballade vom (Mariechen)Käfer und dem Nasentier

Ein Käfer und ein Nasentier
trafen sich im Bade
in herrlich buntem Holzfurnier
nach Fichten roch es - fade

Ein gelbes Entchen schwamm im Schaum
mit blauen Kulleraugen
so lagen sie im Baderaum
in Seifenglanz und - laugen

Der Käfer sprach zum Nasentier:
Du, Frollein, denkst du auch
is gar nich schlecht im Westen, hier
im Bad, mit vollem Bauch ?

Das Nashorn sagte nichts dazu
es träumte von der Ferne
Marie hielt ihm die Nase zu
das hatte es nicht gerne

Heha, heha, was machst du da?
Ich wär so gern in Afrika!
Heha, heha, was machst du da?
Ich wär so gern in Afrika!
bei echtem Schlamm und grasen und grasen . . .

Ein Schaumbad, in ´nem Holzfurnier
das ist nach langer Reise
ein Paradies auf Erden, mir
doch nur auf kurze Weise
Am Ende wird das Wasser kalt
das Entchen ist aus Plaste
so wird man badesauber alt
und waste bist, das haste !

Zum Begriff „Heimat“

In Mayers Universalwörterbuch findet sich folgende Definition:

„**Heimat**, subjektiv von einzelnen Menschen oder kollektiv von Gruppen, Stämmen, Völkern, Nationen erlebte territoriale Einheit, zu der ein Gefühl besonders enger Verbundenheit besteht. Die Vorstellung von H. entwickelt sich als Ergebnis von ersten, persönlichkeitsbildenden, mit speziellen Lebensbedingungen und Traditionen verbundenen Kindheits- und Jugenderfahrungen. Mitunter kommt es bei Erwachsenen jedoch zur späteren `Entdeckung´ einer Wahlheimat. H. als besondere Struktur von Bewußtseinsinhalten ist ein wirksamer Orientierungs- und Bewertungsmaßstab für spätere soziale Erfahrungsräume und Zugehörigkeiten.“

Was hier ausgespart bleibt, ist die Geschichte der Begriffe. So suggeriert die Definition, die *Kollektivsubjekte* „Volk“ und „Nation“ habe es schon immer gegeben. Die territorialen Einheiten wie wir sie heute „erleben“ sind aber erst im Zuge der kapitalistischen Entwicklung entstanden. Im Falle des deutschen Nationalstaates gelang erst den Nazis die „enge gefühlsmäßige Bindung“ der Menschen an die neu entstandene „territoriale Einheit“.

Sie vermochten es, den Widerstand gegen den aufgezwungenen, von Preußen dominierten Nationalstaat zu neutralisieren, der sich nicht zuletzt im regionalen Volks- oder Heimatdiskurs, im Festhalten an der Identität als „Bayer“, „Schwabe“ oder „Sachse“ artikuliert hatte.

Bei den Nazis hieß es dann: „Ein Volk - ein Führer - ein Reich! Heimat!“ Die Gemeinschaft von „Führer“ und „Volk“ wurde zur großen „Heimat“ der „Volksgemeinschaft“, als deren Teile sich die regionalen kulturellen Identitäten von nun an zu verstehen hatten. Die Zugehörigkeit zur „Volksgemeinschaft“ wiederum wurde zur Frage der „Rasse“ konstruiert. Auf der Ebene der Wortbeziehungen stellt „Heimat“ eine wichtige Brücke für die faschistische Naturalisierung des sozialen Ungleichheit und des mörderischen kapitalistischen Konkurrenzdenkens dar: „Natur“ / „Boden“ - „Heimat“ / „Boden“ - „Heimatboden“ - „Lebensraum“ - „Volk ohne Raum“ - . . .

„Heimat“, gleichgesetzt mit der deutschen „Volksgemeinschaft“, erweist sich also als wichtiges Bindeglied für die Ideologie der Faschisten, die keine Theorie haben, keine andere Praxis als Mord und Totschlag kennen, was der deutsche Vernichtungskrieg und die systematische Ermordung von sechs Millionen Juden unzweifelhaft belegen. Immer, wenn bei den Nazis von „Heimat“ die Rede war, bedeutete dies für unzählige „fremde“ Menschen Qual, Mord, Vertreibung.

Wenn wir heute trotz alledem einen „Heimatabend“ veranstalten, tun wir das, weil wir mit Ernst Bloch der Auffassung sind, daß die von den Faschisten besetzten Begriffe nicht einfach tabuisiert werden dürfen. Denn die „nationalsozialistische“ Propaganda wirkte auf die Menschen vor allem deshalb, weil in den in sie integrierten Begriffen wie *Heimat* ein Glücksversprechen mitschwingt, das von der Geschichte noch nicht eingelöst worden ist. Es umfaßt die Sehnsüchte nach Glück, Geborgenheit, materieller Sicherheit und sozialer Identität. Darin liegt die Mächtigkeit, der utopische Kern, des Begriffes *Heimat*, den die Nazis erkannt und für ihre Zwecke wirksam gemacht haben. Die Linke überließ ihnen den Heimat-Begriff, indem sie versäumte, ihn ihrerseits zu besetzen, wies ihn schließlich als „rückwärtsgewandt“ und „irrational“ zurück. Angesichts dieser unrechtmäßigen, einseitigen Vereinnahmung gilt es nach Bloch, die Begriffe zurückzuerobern, indem man sie neu besetzt. So gilt es, das Irrationale gerade nicht auszuklammern, schon gar nicht in Zeiten der ökonomischen Krise, wo es zu ungeahnter Bedeutung gelangen kann:

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, schon gar nicht, wenn er keines hat.“

Materielle Sicherheit, soziale Identität, Glück und Geborgenheit sind heute, unter den Bedingungen eines Amok-laufenden Turbokapitalismus weniger denn je für alle realisierbar. Es gibt keine Heimat und umso stärker ist der Wunsch nach ihr. Doch es könnte eine geben - für alle, oder gar nicht.

„Der Mensch steht noch überall in der Vorgeschichte, ja alles und jedes steht noch vor Erschaffung der Welt, als einer rechten. Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt: sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“ (Ernst Bloch in "Prinzip Hoffnung")

LITERATUR:

Ernst Bloch (1935): Erbschaft dieser Zeit

Projekt-Ideologie-Theorie (1980): Faschismus und Ideologie.

Kontakte:

Der Singende Tresen

c/o Manja Präkels

Winsstraße 14

10405 Berlin

030/44038530

Markus M. Liske

Danziger Straße 67

10407 Berlin

0170/6538033

Anja Exner

030/44735096

Uwe Bienicke

030/61289328

